

Spanische Krankheit

Autor(en): **E.B. / L.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **26 (1918)**

Heft 15

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-546862>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Uebrigens hatte die Aufbietung der Schwestern und Kolonnenleute hauptsächlich mit der Schwierigkeit zu kämpfen, daß das Aufgebot sehr oft Kranke antraf, die selber bettlägerig, nicht imstande waren, dem Aufgebot Folge zu leisten. Von den Schwestern sind dann im Dienst selber eine ganze Reihe zum Teil recht schwer erkrankt und mußten ihrerseits wieder Pflege in Anspruch nehmen.

Aber nicht nur mit Schwestern und Kolonnen hat das Rote Kreuz aushelfen dürfen. Von den Spitalern der Truppen kamen Hilferufe nach Spitalmaterial in ganz gewaltigen Mengen. Die Bettenzahl der Krankenzimmer erwies sich angesichts der lawinenhaft anwachsenden Erkrankungen als viel zu gering, auf Stroh

durfte man die hochfiebernden Soldaten nicht belassen, es mußten Betten geschickt werden, Bettwäsche, Spitalutensilien und Kleidungen. Da ist uns das Material unserer Sektionen sehr zustatten gekommen, und wir haben alles abberufen müssen, was sie besaßen. Auch damit konnte nicht allen zu gleicher Zeit geäußerten Wünschen voll entsprochen werden. Bis zum 15. Juli haben wir an die betreffenden Truppenteile abgesandt: 413 Betten, 408 Matratzen, 86 Strohsäcke, 3630 Leintücher, 310 Kissen, 2269 Kissenanzüge, 817 Wolldecken, 1122 Krankenhemden, 605 Handtücher, 1250 Nasentücher, je 100 Bestecke und weiteres Spitalmaterial. J.

Zentralkurs für Rotkreuzkolonnen.

Der Rotkreuzchefarzt gedenkt, dieses Jahr wieder einen Zentralkurs für Rotkreuzkolonnen abhalten zu lassen, und zwar in der Form eines Kadrefurses, an welchem zu gleichen Teilen Unteroffiziere und solche Leute teilnehmen können, die zur späteren Beförderung vorgesehen sind.

Der Vereinfachung halber und in Betracht der besonders schwierigen Verhältnisse ist als Ort des Zentralkurses wiederum die Ortschaft Worb bei Bern bestimmt worden und als Zeit die erste Hälfte Oktober.

Wir laden hiermit alle Kolonnen ein, uns die Zahl derjenigen Angehörigen mitzuteilen, welche sie an den Kurs abzuordnen gedenken. Sollte die Gesamtzahl 100 übersteigen, so würden einzelne Kontingente entsprechend reduziert werden müssen.

Ob der Kurs wirklich zustande kommen wird, hängt in erster Linie von der heute so fraglich gewordenen Lebensmittelversorgung ab. Von diesem Gesichtspunkte aus sind auch die heutigen Mitteilungen unter allem Vorbehalt aufzunehmen.

Weitere Angaben werden zu geeigneter Zeit erfolgen.

Bern, 1. August 1918.

Bureau des Rotkreuzchefarztes.

Spanische Krankheit.

Aus der „Nationalzeitung“.

I.

Gestern wollte ich einen Freund zu einem Spaziergang abholen. Als ich an seiner

Zimmertür anklopfte — der Unglückliche ist Junggeselle —, ertönte ein dumpfes „Herein“. Ich öffnete und sah meinen Freund, zu einem

unförmlichen Klumpen geballt, riesige Filzschuhe an den Füßen, Kopf und Hals in ein dickes, wollenes Tuch eingebunden, in einer Sofaecke kauern. Im Zimmer roch es heftig nach Kamillentee und Eukalyptus und auf dem Tisch lag ein Fieberthermometer.

„Manu“, sagte ich, „was ist denn los?“

„Was los ist?“ ertönte eine Grabesstimme wie unter einer Matratze hervor, „ich versprach dir einmal, spanisch zu kommen; das ist los“ — mein Freund liebt es, seine Rede hie und da mit einem möglichst unpassenden Zitat aus Goethe oder Schiller zu verzieren — „wie du siehst, ich hab' sie, oder besser, sie hat mich, die spanische Krankheit oder Infuenzia, wie der Volkshumor sie ja wohl zu nennen beliebt. Also sei gescheit, hüte dich und weiche von mir!“ —

„D je“, sagte ich, „mach' keinen Spaß! wegen so eines bischen Infuenzia! in der Beziehung bin ich Türke: Kismet! — wen's treffen muß, den trifft's. Und dann außerdem ist in meiner nächsten Familie das Heufieber zu Haus — das ist noch ganz was anderes als so ein lumpiger spanischer Schnupfen.“ Und damit setzte ich mich zu meinem Freund auf das Kanapee.

Im Verlauf unserer weiteren Unterhaltung kam ich dann übrigens bald zur Ueberzeugung, daß das, was mein allzu ängstlicher, als Junggefelle etwas hypochondrisch angehauchter Freund hatte, gar nicht die in Frage stehende spanische Krankheit war, sondern ein ganz gemeiner Feld-, Wald- und Wiesen-schnupfen, den er sich wahrscheinlich neulich des Abends bei einer zu langen Sitzung im „Café Durchzug“ zugezogen hatte. Man kann dort nicht vorsichtig genug sein; auch wenn nicht gerade von den Bolschewiki Steine und Oleanderbäume durch die Fensterscheiben geworfen werden.

Aber diese spanische Krankheit! Eigentlich muß man doch Respekt vor ihr haben. Die hat sich die alte Welt im Sturm erobert; von der kann sogar der Hindenburg noch et-

was lernen. Die kümmert sich den Teufel um alle Grenzsperrn, Schützengräben und Drahtverhaue. Wupp dich! ist sie drüben, trotz Stacheldrahtzaun und Grenzfähnchen; kein Mensch weiß, wann, wie und wo; aber sie ist da. Und Franzosen und Deutsche, die sich als Todfeinde gegenüber stehen, nimmt sie plötzlich hinten beim Wackel, schüttelt sie ein bischen und läßt sie mit grimmigem Humor — „hätschu! hätschu!“ — gegeneinander eine höfliche Verbeugung machen. —

Hoffentlich findet sie den Weg möglichst bald auch nach Amerika! Denn wenn die Amerikaner ein so dringendes Bedürfnis haben, sich in unsere intimsten europäischen Verhältnisse einzumischen, so sollen sie gerechterweise auch die europäische Infuenzia haben: „Gleiches Recht für alle Völker!“ es wird uns oft genug in die Ohren trompetet und auf allen Suppen serviert.

Am innigsten und heftigsten wünsche ich sie jenen mächtigen Herren an den Hals, die nichts Gescheiteres zu tun wissen, als immer dieselben geschwollenen Reden zu halten, um den Krieg zu verlängern, und mit ihren Giftschnauzen immer von neuem in die Flammen blasen, damit der Brand ja nicht ausgehen darf, in dem die ganze von Entsetzen und Fieber geschüttelte alte Welt sich windet und verbrennt. Aber leider macht sie keinen Unterschied und überfällt auch ganz Unschuldige; alle sind vor ihr gleich. Als gebürtige Spanierin ist sie streng neutral und bevorzugt keines der sich gegenüberstehenden Völker. Alle müssen ihr unterliegen. —

Einstweilen ist es nur eine, wie man sagt harmlose, Infuenzia, die das fertig gebracht hat. Vielleicht kommt aber, wenn die wahnsinnige Menschheit nicht endlich Vernunft annimmt, über kurz oder lang einmal etwas tausendmal Schlimmeres. In der Rüstkammer des Teufels gibt es noch allerlei solche Ueberraschungen. Dann wehe dir, alte Welt!

E. B.

II.

Fast ist die heftige, aber unschuldige Epidemie, die heute mit Windesschnelle durch ganz Europa jagt, eine willkommene Ablenkung von der eintönigen Furchtbarkeit des Krieges. Das Sonderbarste an ihr scheint die Unwiderstehlichkeit, mit der sie überall eindringt und Landesgrenzen wie Fronten mühelos überschreitet. Den kleinen Bakterien, die angeblich ihre Erreger sind, schaden offenbar keine Beschießungen und Gase. Zuerst hörte man, die Krankheit wäre irgendwo in Spanien ausgebrochen. Mein Gott, Spanien, das ist so fern und im Krieg ist es noch mehr als fern, ist es so unerreichbar wie der Mond. Die Pyrenäengrenze ist fast immer gesperrt, und irgendein baskischer Bauer, der ein Geschäft in der französischen Nachbarschaft zu erledigen hat oder seinen Weinberg dort besuchen will, wird unbarmherzig wochenlang hinter dem Stacheldraht zurückgehalten. Doch so fest die Sperre auch ist, die Krankheit kam dennoch sofort herüber, sie bedurfte keines Reisepasses, und niemand untersuchte sie, ob sie nicht etwa mit dem Feinde verbotenen Umgang gepflogen hätte. Nachdem sie sich im Lande Don Quixots tüchtig umgesehen hatte, begnügte sie sich nicht mehr mit dem Säulenhofe der Alhambra, dem farbigen Sünden Sevilias, dem Hafenleben Barcelonas, dem gotischen Mittelalter von Burgos und Oviedo, sondern flog nach Paris. Es liebte ihr, und da war sie denn auch schon trotz ihren mangelnden Legitimationen angekommen. Auf einmal fieberte Paris, nicht figürlich in der Erregung der großen Leidenschaft, sondern ganz medizinisch und nach der Skala des Blutwärme-Thermometers abzulesen. Da lief das Quecksilbersäulchen auf vierzig Grad, die Kranken bekamen Schwindel und Schwäche, ihre Füße wankten und sie legten sich ins Bett mit der gewissen Letzhargie von Seekranken, denen schon alles gleichgiltig ist und die nur noch auf den Tod warten. Und nach zwei, drei oder vier Ta-

gen fühlen sie sich dem Leben wiedergewonnen, ihre Augen tränten nicht mehr, die Krankheit, die es eilig mit ihrem Kommen hatte, war ebenso geschwind bei ihrem Gehen.

Dann jedoch leistete sie ihr Meisterstück, sie ging nicht mehr bloß vom Neutralen zum Kriegsführenden, sondern von einem Kriegsführenden zum andern, als sei dies die leichteste und selbstverständlichste Sache von der Welt. Auch Deutschland war auf einmal von ihr angesteckt, wenn man den verschiedenen Berichten trauen darf, und gleichzeitig hört man ähnliches aus England, aus Italien, aus überall, und natürlich bleibt da die Schweiz nicht aus und fiebert brav neutral mit beiden Kriegsparteien. Das Gerücht vergrößert die Tatsachen noch, fama crescit eundo, wie die alte lateinische Weisheit weiß, und man erfährt von ganzen Banken, die plötzlich schwach wurden und von Schulen, wo Lehrerinnen und Schulkinder gleichzeitig nach Hause wankten. Vor solcher augenblicklichen Not verschwindet beinahe die dauernde unserer Zeit, um sich dann freilich den Genesenen mit doppelter Gewalt aufzudrängen. Und nun kann man beobachten, wie ein jeder Mensch nach seinem Wesen auf besondere Art krank ist. Die einen nehmen es geduldig hin wie brave Untertanen oder Bürger, die schon soviel getragen haben und entschlossen sind, eben auch noch die neue Plage zu erdulden. Andere hingegen empfinden ihre Erkrankung wie eine Bosheit des Schicksals, sie empören sich gegen die verwegene Zumutung, daß auch sie krank sein sollen. Einige sind fast neugierig darauf, wann sie endlich die große Mode mitmachen dürfen, und Neurastheniker zittern höchst ungeduldig: Wann kommt sie denn endlich, wie lange sollen sie noch warten? Das Warten ist ja viel schlimmer als die Krankheit selbst und sie behorchen und beschnuppern ihr Befinden, spüren nach Symptomen, lauern ihren eigenen Nerven auf, ob sie nicht ein Stechen, eine Ermattung oder einen Schmerz in ihr

Bewußtsein telegraphieren. Solange sie noch nicht so weit sind, scheinen sie ganz unbrauchbar, warum denn eine Arbeit beginnen, wo sie ja morgen sich doch ins Bett legen müssen?

Die Anzahl der menschlichen Variationen scheint fast unerschöpflich; die ganze Reichhaltigkeit in der Charakterbildung läßt sich ergötzlich studieren. Wer hat noch nicht den Boshafsten gesehen, der nur deshalb krank sein möchte, um recht viele Leute anzustecken? Oder das brave zweibeinige Arbeitstier, das fast verklärt ist bei der Aussicht, einmal für ein paar Tage ausspannen zu dürfen, sich schön ins Bett legen, unter der weißen Decke verkriechen, an nichts denken, an keine Arbeit, kein Geschäft, kein Bureau, keine Fabrik, nur so daliegen, krank sein und ausschließlich nichts — als schwitzen. Welch eine köstliche unerwartete Gelegenheit, Urlaub zu erhalten! Oder da ist der Leichtsinrige, der sofort sich krank meldete, nur um seinem Chef doch nicht die vier Ferientage zu schenken; es fehlte ihm zwar gar nichts, doch weshalb sollte der Chef davon profitieren, daß sein Angestellter zufällig eine feste Gesundheit besitzt? Aber ist er denn eigentlich auch gesund? Und wenn er nun später wirklich krank wird, wie kann er dann neuerdings Urlaub verlangen? Dann wäre er der erste, der die Krankheit zweimal durchmachen muß, und das widerspricht allen Erkenntnissen der Medizin. In dessen, wer weiß überhaupt etwas von der Krankheit? Die Medizin gewiß nicht. In der medizinischen Gesellschaft von Madrid kamen die angesehensten Schüler des spanischen Vesalulap zusammen, um ihre Erfahrungen auszutauschen, und das Ergebnis davon war, daß ein jeder etwas anderes meinte als die übrigen. Der eine Arzt versicherte, die Krankheit würde von den gleichen Bakterien wie die Influenza erzeugt, der andere hatte besondere Tierchen entdeckt, die sich keinen besseren Aufenthalt wissen, als in den Luftwegen der Menschen von 1918, ein dritter

wies hingegen nach, daß es überhaupt gar keine eigentlichen Krankheitserreger gäbe, und wenn man Gelegenheit hatte, das Stenogramm jener wissenschaftlichen Körperschaft zu überprüfen, so würde vermutlich auch jener Gelehrter nicht fehlen, der das Ganze für eine bloße Autosuggestion der Menschen erklärt. Denn das ist ja die große und uneinnehmbare Deckung, hinter die sich die Medizin gerne zurückzieht, wenn irgendeine Krankheit eine Offensive unternimmt: sie existiert dann einfach gar nicht, alles ist nur überreizte Einbildung, Neurasthenie, Massenpsychose, Autosuggestion und anderes, was recht gelehrt und unwiderleglich klingt.

Am besten wäre es, ein findiger Reporter interviewte die Krankheit selbst, doch wie soll ihm das gelingen, wo doch nicht einmal ihre Existenz feststeht? Immerhin, es gibt sogar einen gewissen, allerdings recht winzigen Prozentsatz von Fällen, wo exitus letalis eintritt, wie die Ärzte gerne früher das Ergebnis ihrer Tätigkeit zu nennen liebten, auf deutsch: der Tod. Der Bericht des schweizerischen Armeearztes spricht von drei Fällen, die in irgendeiner Verbindung mit jener Krankheit stehen sollen. Das ist nicht viel, doch für jene Drei dürfte es immerhin genug sein. Ein Madrider Arzt erwähnt, daß ihm von 60 Patienten sogar neun gestorben wären; aber vielleicht ist das mehr Schuld des Arztes als der Krankheit. In jenen Fällen entwickelte sich wohl Lungenentzündung oder sonst eine länger akkreditierte Krankheit daraus, die neue empfahl sich, um der alten Platz zu machen. Bisher hat die Fakultät nur das Eine herausgebracht, daß sie kein Mittel gegen die Krankheit und ihre außerordentliche Ansteckungskraft weiß; sie wird durch die Luft übertragen, also durch die einzige noch nicht knapp gewordene Nahrung, und wie soll man sich da schützen? Einige unternehmende Apotheker und Geheimmittelfabrikanten allerdings empfehlen bereits unfehlbar sichere Mittel; doch das sind dann

eben liegende liebene Enthaarungssprits oder Zahnwasser. Auch wäre es ja unter der Würde der Wissenschaft, wenn sie sich nicht damit beschäftigen wollte, die Krankheit zu heilen; viel wichtiger ist da Systematik, Diagnose, Untersuchung, ob sie überhaupt existiert, ob sie mit der Influenza identisch oder bloß verwandt oder verschwägert ist und zu welcher Familie ihre Erreger gehören, falls solche überhaupt vorhanden sind. Es scheint, daß es jenen munteren und lebenswürdigen Lebewesen ganz vorzüglich geht, allerorts sind sie zu wahren Haustierchen geworden, die man nicht besteuern kann, nur sie allein finden noch geeigneten Nährstoff für sich und bedürfen keiner Lebensmittelkarten. Welch eine Beleidigung, da von Influenza zu sprechen! Das nimmt uns doch noch den einzigen Vorteil der Epidemie: daß sie neu ist und daß man sich etwas darauf einbilden kann, wenn man an ihr leidet; dann ist man doch wenigstens ein Mensch, der mit seiner Zeit geht. Spanische Krankheit — das klingt geheimnisvoll wie ein

Sensationsfilm oder ein abenteuerlicher Roman und schon der Name hilft der Krankheit, populär zu sein. Man weiß nichts von ihr, nicht woher sie kommt und wohin sie geht, die Ansichten darüber sind geteilt, und auch darin ähnelt sie dem Weltkrieg, von dem sie jedoch durch ihre Gutartigkeit sich unterscheidet.

Dabei ist auch dies noch geheimnisvoll, ob ihr Charakter sich bessert oder verschlechtert, das heißt: ob sie gutartiger oder bösertiger wird. Das ist ja die Grundfrage bei allen Epidemien. Viele richten sich häuslich ein, man findet gegen sie eine entsprechende Hygiene, Abwehrmittel, der Organismus paßt sich allmählich ihnen an, und sie werden stets sanfter. Andere lassen sich nicht bändigen, im Gegenteil, ihre Bosheit wächst. Auch darüber hat sich die spanische Krankheit noch nicht entschieden, und so bleibt uns nichts übrig, als abwarten, schwitzen, schön krank werden und dank ihr — endlich einmal für Augenblicke den Krieg zu vergessen.

L. B.

Aus dem Vereinsleben.

Aaran. Samariterverein. Präsident: Herr Dr. med. G. Schenker; Vizepräsident: Herr Dr. med. Zollinger; Kassier: Herr Zimmerli; Aktuarin: Frä. M. Heller.

Derendingen. Samariterverein. Sonntag, den 7. Juli, hatte ich Gelegenheit, der Feldübung des Samaritervereins Derendingen beizuwohnen. Herr Widmer hatte als Übungsleiter seine Aufgabe voll und ganz gelöst, so daß er mit Freuden auf die Übung zurückblicken darf. Ebenso hatte jede einzelne Samariterin und Samariter rasch und sachkundig die nötigen Verbände bei den Verwundeten angebracht, und schnell und ruhig wurden die Verletzten ins Notspital verbracht. Unser verehrter Herr Dr. med. Ed. Schneller, der jeden Verband und Transport genau prüfte, sprach in so lieben Worten seine vollste Zufriedenheit aus, und munterte Herrn Widmer wie die übrigen Teilnehmer auf, so weiter und fleißig zu

arbeiten. Wir alle wissen, wie unermüdet Herr Dr. med. Ed. Schneller für unsern Verein wie überhaupt für das Samariterwesen arbeitet. Trotz seiner vielen Arbeiten, die er als tüchtiger und gewissenhafter, aber auch als lieber Arzt hat, raubt er sich seine so seltenen freien Stunden, um sich dem Samariterwesen zu widmen. Hierorts sei Herrn Dr. med. Ed. Schneller der herzlichste Dank ausgesprochen, und wünschen wir, daß er noch viele Jahre uns erhalten bleibe. Auch Herrn Widmer sei hierorts der beste Dank ausgesprochen, und hoffen wir, er werde als tüchtiger Hilfslehrer arbeiten.

Enthal bei Einsiedeln. Durch allseitige Propaganda und dank dem nimmer rastenden Samariterverein Einsiedeln konnte endlich einmal ein Samariterkurs auf dem Lande abgehalten werden. 31 an der Zahl, beiden Geschlechtes, scheuten nicht, aus der weiten Umgebung jeweils an einem Sonntagnachmittag die